

## Laudatio zur Verleihung des Martin-Linzer-Theaterpreises 2018

### an das Theater Thikwa

von Dorte Lena Eilers

Ein Theaterkritiker betritt ein Theater. Mittels dieses Satzes ließe sich quer durch die Jahrzehnte eine ganze Typologie an Charakteren auflisten. Während der gefürchtete Theaterkritiker der Weimarer Republik, Alfred Kerr, bis kurz vor Beginn der Vorstellung aufrecht wie Zeus in der ersten Reihe des Parketts gestanden haben soll, um auch wirklich von jedem gesehen zu werden, schleichen sich heutzutage die Kollegen, und ich schließe mich da nicht aus, am liebsten in letzter Minute in den schon abgedunkelten Saal.

An diesem Abend im Dezember muss es daher dem Zufall oder dem allgemeinen Getümmel im Vorraum geschuldet gewesen sein, dass es meine Begleitung und mich unmerklich in die erste Reihe der Wartenden gespült hatte. Missmutig, wie Kritiker ja gemeinhin sind, standen wir schimpfend vor den auch 10 Minuten nach angekündigtem Vorstellungsbeginn nach wie vor verschlossenen Türen zum Bühnenraum, die Frage sezierend, warum freie Szene immer wieder auch den komplett freien Umgang mit Anfangszeiten meint. Wir hatten uns bereits so richtig warm gegrantelt, als plötzlich die Türen aufflogen und uns mit einem Schlag zwanzig, dreißig, vierzig Menschen gegenüberstanden, die uns im Türrahmen dicht gedrängt mit wild rudernden Armen und euphorischem Gebrüll in den Raum komplementierten. – „Rein kommen! Rein kommen!“ – An Flucht war nicht zu denken. Vielmehr wurden wir von der Energie dieses Auftritts förmlich in den Raum gesogen, die einen hierhin, die anderen dorthin, Paare wurden auseinandergerissen, Kinder von ihren Eltern getrennt, bis wir schließlich verteilt in fünf Zelten saßen. Erst dann wurde es mit einem Mal ganz still.

Ich hatte gerade in einem Zelt mit acht weiteren Zuschauern Platz genommen, als sich nach und nach vier rot gekleidete Performerinnen und Performer zwischen den Planen hindurch schoben. Drei von ihnen begannen sich wie in Zeitlupe aufeinander zuzubewegen, sich zu verknäulen, gegenseitig zu stützen, dann wieder auseinander zu fallen, ein fragiles Gebilde aus Körpern. Die vierte Performerin durchwanderte währenddessen das Zelt, zeigte mal auf eine Ecke, mal auf eine Wand, mal auf den Boden und begleitete diese Gesten mit einem lauten „Da! Da!“ Nie sagte sie: Dort. Alles war da, also hier, nichts war dort, in der Ferne. Es war die Vermessung eines Raumes, der uns normalerweise voneinander trennt, bei gleichzeitiger Beschwörung von Nähe und Präsenz. Von Farben und Formen, Körpern und Bewegung. Eine stille, poetische Feier des Da-Seins.

Obgleich auch hier die Aufgaben klar verteilt waren, es gab uns, die zuschauten, und die Performer, die performten, hatte das Spiel nichts Vorzeigerisches. Die Spieler waren auf keinen Effekt bedacht, wollten weder gefallen noch um Aufmerksamkeit heischen.

Sie waren einfach da und bewegten sich sicher und bei sich durch den Raum, in jeder Bewegung ganz unmittelbar.

Mit dieser Inszenierung, die den Titel „In den Zelten“ trug, hatten sie mich gepackt. Und ich bin mir sicher, es hätte auch jeden anderen In-letzter-Minute-Reinschleicher wie auch den In-der-ersten-Reihe-Steher erwischt. Denn im Theater Thikwa ist es letztlich egal, wo man sich aufhält, ob man nun eintritt, austritt oder auch noch nie einen Fuß über diese Schwelle gesetzt hat – das Theater Thikwa ist sowieso überall.

Schon in meiner ersten Woche in Berlin traf ich in einem Wagon der U-Bahnlinie U1 den Thikwa-Performer Torsten Holzapfel – wobei ich damals weder seinen Namen noch das Theater Thikwa kannte. So sah ich zunächst nur einen Mann, der mit hochkonzentriertem

Blick an einer der Türen des U-Bahn-Waggons stand und sich mit bewundernswerter Präsenz von nichts und niemandem ablenken ließ. Erst als wir auf halber Strecke zwischen Görlitzer Bahnhof und Kottbusser Tor waren, rief er mit sonorer Stimme durch den Wagon: „Kottbusser Tor, Übergang zur U8.“ Die Ansage der BVG, die kurz darauf erklang, wirkte daraufhin wie eine schlecht, da zu spät platzierte Pointe.

Die interessierten bis verwirrten Blicke der Mitfahrenden müssen für den Theatermann Holzapfel eine diebische Freude gewesen sein. War dies eine Performance? Das Hobby eines U-Bahn-Liebhabers? Eine neue Service-Aktion der BVG? Ich muss Ihnen sagen: Im Grunde weiß ich es bis heute nicht. Die Situation blieb in der Schwebe und wurde durch Torsten Holzapfel auch bis zur Uhlandstraße, der Endstation der U1, nicht aufgelöst.

Dieses Spiel mit Wirklichkeit und Inszenierung, mit wahren Geschichten und fiktiven, mit echten und ausgedachten Identitäten zeugt von der Lust und dem Können, mit denen die Thikwas dem Leben mit den Mitteln des zeitgenössischen Theaters begegnen. Hier werden keine vermeintlichen Wahrheiten verkündet, kein einfach zu rezipierender Plot erzählt. Vielmehr prallen erschütternde Geschichten aus dem Alltag auf irre Science-Fiction-Stories, sodass man als Zuschauer beständig hin und her geworfen wird. Genau das, sagt Torsten Holzapfel in „Subway to Heaven“, seinem Jahre später mit Martin Clausen und Gerd Hartmann entwickelten U-Bahn-Stück, sei ja das Tolle am Theater, dass man darauf reinfällt und dann ist es doch ganz anders.

Die Inszenierung „Description of an Elefant“ machte diese Kippmomente der Realität, die sich, widerspenstig wie sie ist, je nach Betrachtungswinkel verändert, zum Thema. Als Inspirationsquelle diente der Choreografin Yuko Kaseki die Geschichte von zwei blinden Männern, die einen Elefantenkörper berühren, um herauszufinden, was ein Elefant ist. Je-

der erspürte einen anderen Körperteil: Ein Bein, ein Ohr oder den Stoßzahn. Danach verglichen sie ihre Eindrücke und waren, natürlich, völlig widersprüchlicher Meinung.

In den folgenden Jahren traf ich die Thikwas immer wieder. Fieberte in „Der diskrete Schwarm der Bourgeoisie“ mit, ob und wann das komplizierte Logistik-Geflecht, das die Thikwas und Anne Tismer angelehnt an Bunuels surrealistischen Film rund um den Esstisch der bürgerlichen Gesellschaft aufbaut hatten, in der Kollision von Traum und Wirklichkeit zusammenbrechen würde. Ich sah zu, wie Jonny Chambilla in „Regie“ von Monster Truck Sahne vom Körper einer Striptease-Tänzerinleckte. Und ließ mir von Peter Pankow in „Missing Link“ von Matthaei&Konsorten im Keller einer Kreuzberger Blindenanstalt ein Persönlichkeitsprofil erstellen, was ihm scheinbar mühelos gelang, indem er mit einem Reifen, der in meinen Augen wie ein ordinärer Hula-Hoop-Reifen aussah, dreimal um mich herum wirbelte und drei Sätze sprach, die ich angesichts ihrer verblüffenden Treffsicherheit auch heute lieber für mich behalten möchte.

Ja, die Thikwas sind nicht nur Performer, sondern auch Poeten, die für den Alltagsschmerz ebenso wie für die großen philosophischen Fragen Sätze finden, die man so noch nie gehört hat. Fremd und rätselhaft stehen sie im Raum und fordern zu einer längeren Betrachtung heraus.

„Ich bin gleich ich, wenn ich ich sein darf“, sagt Tim Petersen in seinem Porträtabend „mit-im“. Doch ist dieser Zustand des Bei-sich-Seins eben auch fragil. „Nicht immer kann man aus dem Moment sein, in dem man lebt“, beschreibt Rafael Alberti ein Gefühl, das mit den Begriffen des Existenzialismus als Entfremdung beschrieben werden könnte.

Scheiternde Kommunikation, Einsamkeit, Depression, Diskriminierung – es sind durchaus harte Themen, um die es in den Stücken bei Thikwa geht – die aber im künstlerischen Spiel eine Form der Verhandlung finden. „Wenn ich die Liebe wäre“, sagt Tim Petersen, „dann hätte ich unendlich viele Seiten an mir.“ Darin gleicht die Liebe der Kunst. Sie ist ebenso vielgestaltig wie unzähmbar. Das ist das Herz des Theaters Thikwa.

Das Theater Thikwa ist ein Theater des ungezähmten Spiels. Wo sich andernorts Handwerk, Technik, Theorie, Routinen oder schlimmer noch: ein „preußischer Militarismus“ in den Vordergrund drängen, wie es der Schauspieler Fabian Hinrichs kürzlich in Bezug auf das Berliner Theatertreffen formulierte, trifft man hier auf ein Spiel, das anderen Regeln folgt. Wenn es überhaupt Regeln kennt oder folgt.

Das Ensemble des Theaters Thikwa besteht aus lauter Charaktertypen, aus einer Gruppe von Künstlern höchster Eigenheit, die sich in den seltensten Fällen in eine klar umrissene Rolle pressen lassen. Sie repräsentieren nichts und schon gar nicht jemanden. Vielmehr stehen sie mit ihren je eigenen Energien auf der Bühne, als Spieler, Tänzer, Sänger, Musiker, Performer, Künstler in all ihrer unmittelbaren Präsenz. Sie bringen ihre Geschichten, ihre Körper, ihre Eigenheiten als Material mit, das sie im freien Spiel auf der Bühne gestalten.

Natürlich gibt es dabei Verabredungen. Natürlich gibt es Regisseure, Choreografen, Musiker, die die einzelnen Arbeiten anleiten. Doch hat dies wenig mit Disziplinierung zu tun. Das wäre auch gar nicht möglich, denn jeder hat hier seinen eigenen Kopf. Da findet eine Spielerin kein Ende und hört nicht auf zu monologisieren. Ein anderer tanzt aus der Reihe und sowieso zu seinem eigenen Beat. Und trotzdem oder gerade deshalb kommen sie miteinander ins Spiel. So wird erreicht, was der Anarcho-Filmer Klaus Lemke als mo-

deres Narrativ bezeichnet: „Das moderne Narrativ ist eines, das direkt ist, wo der Autor so wenig Macht über die Figuren hat, wie später auch der Zuschauer keine Macht darüber hat, was der Film mit einem anfängt.“ Oder eben das Theater.

Ein solches Theater entsteht aus dem Moment heraus immer wieder neu. Weil es, um es in den Worten des Münchner Theatermakers Alexej Sagerer zu formulieren, Heterogene zusammenhält, ohne dass sie aufhören, heterogen zu sein. Die Spieler von Theater Thikwa denken und handeln nicht in Schemata. Bedeutungsvoller könnte man sagen: Sie bewegen sich nicht im System. In Zeiten von Selbstdisziplinierung, Selbstoptimierung und dem Verlust von Charakterköpfen im Zuge einer Radikalindividualisierung, die doch nur Kopien erzeugt, hat dies politisches Potenzial. Es stört den Fluss des Mainstreams, untergräbt den Begriff von Normalität und macht Lust, selbst zu einem Störfaktor zu werden.

Mit diesem Ensemblegeist, der sich um die beiden Leiter des Theaters Nicole Hummel und Gerd Hartmann gebildet hat, zieht das Theater Thikwa immer wieder Gastkünstler an, die selbst an den Rändern des Konventionellen wildern: Anne Tismer, Martin Clausen, die freie Gruppe Monster Truck, um nur einige zu nennen. Die Arbeiten, die in solchen Kollaborationen entstehen, lassen sich mit keiner Genrezugehörigkeit fassen, sie bedienen sich bei Tanz, Performance, Musiktheater à la John Cage, Dada und Happening. Auch Sprachgrenzen spielen dabei keine Rolle, wie beispielsweise die Kooperation mit dem russischen Theaterstudio Kroog II aus Moskau zeigt, verfügen die Performer von Thikwa doch über Ausdrucksmöglichkeiten, die, weil Sprache und Bewegung nicht immer zur Verfügung stehen, andere sind.

Auch wenn keiner den anderen versteht, kommen doch alle miteinander klar. Eine komplizierte Familie, die gemeinsam das scheinbar Unmögliche schafft. Der im Rollstuhl sitzen-

de Performer wird zum Protagonist eines Tanzabends, der gehörlose Spieler singt Love Songs von Lynn Anderson. „I Never Promised You a Rose Garden“. Nein, ein Rosengarten ist das hier wirklich nicht. Hier wächst die Kunst, wie sie eben wächst: frei und wild.

Herzlichen Glückwunsch!